

Herzlichen Dank für die Einladung, zur Verleihung des Franz-Grabner-Preises zu sprechen.

Im Rahmen dieses Preises wird ein „über allem stehender Anspruch“ formuliert: Gefordert wird ein „im ethischen und moralischen Sinne verantwortungsvoller und glaubwürdiger Umgang der Filmschaffenden mit ihrem Medium.“ Als ehemaliger Juror will ich die klar formulierte Prämisse und den Charakter dieses Preises ausdrücklich loben. Als Filmkritiker und vor dem Hintergrund des politischen Moments will ich mich aber gleichzeitig auch dafür aussprechen, die Begriffe Moral, Ethik, Verantwortung und Glaubwürdigkeit so kompliziert wie möglich zu denken. Angesichts des aktuellen Filmschaffens und einer Welt in der Menschen mit unterschiedlichen Sozialisationen Filme machen, dürfen diese Ideen nicht unbefragt bleiben und natürlich sollte zur Debatte stehen, wer hier über allem steht, also wer diese Ideen wem gegenüber aus welcher Autorität heraus durchsetzt.

Betreten wir das Feld der Filmpraxis, wird es mit den Begriffen schnell schwierig.

Vor Jahren sprach ich bei der Woche der Kritik in Berlin mit dem Filmemacher Antonin Peretjatko. Er erzählte mir davon, wie er mit seiner 16mm Bolex-Kamera bei Gelbwesten-Protesten in Paris filmte. Mehrfach war er überfordert vom Geschehen. Er hatte explodierende Tränengas-Granaten und abgerissene Hände gefilmt. Ihn verblüffte dabei aber vor allem: Sowohl die Polizei, als auch Protestierende traten in den gewaltvollen Tumulten immer wieder friedlich zu ihm und seiner Kamera. Sie bewunderten das Gerät, das sie an ihre Kindheit erinnerte, und suchten mit ihm das Gespräch – dann sprachen sie plötzlich auch miteinander.

Ich musste an diese Geschichte denken, als ich am Montag erfuhr, dass der litauische Dokumentarfilmer Mantas Kvedaravicius von russischen Streitkräften getötet wurde, während er in der Stadt Mariupol drehte. Wenn ich heute an Dokumentarfilm denke, muss ich zuallererst an seinen Tod denken. Und es irritiert mich, dass mich sein Tod mehr berührt, als der vieler anderer in den letzten Wochen, weil er Filmemacher war. Ich weiß davon abgesehen nicht, was an dem Ereignis am beunruhigendsten ist: Die Vorstellung, dass er trotz oder wegen seiner Kamera gezielt getötet wurde. Das Eingeständnis der Zufälligkeit und der Tatsache, dass er wie viele Zivilist*innen dort wahllos umgebracht wurde. So oder so: Im Kern des Ereignisses steht das Unwissen und die Suche nach Wahrheit, die viele Dokumentarfilmer*innen und Journalist*innen in ihrer Praxis antreibt. Eine Suche, die oft scheitert. Was genau mit Mantas Kvedaravicius geschehen ist, wird der Welt vermutlich verborgen bleiben, ebenso wie seine Aufnahmen.

Es war nicht der erste Film, den er dort drehte. Sein sinnlicher und klug montierter Dokumentarfilm „Mariupolis“ von 2014 zeigte während des eskalierenden Konflikts in der Ukraine aus anthropologischer Perspektive einen ukrainischen Alltag, der dem russischen Alltag unglaublich nahe war. Er betonte während der Kämpfe damit immer auch eine gemeinsame sowjetische Vergangenheit der Länder, letztlich die Hoffnung auf Annäherung und Versöhnung. Die Leistung des Filmemachers bestand darin, Scheinwahrheiten zu hinterfragen und Situationen auf den Grund zu gehen. Gewaltzusammenhänge reduzierte er niemals nur auf gewaltvolle Bilder. Öffentlich wurde er dafür in Frage gestellt, dass er die Aggression russischer Truppen damals nicht zeigte. Ich bin sicherlich nicht alleine mit der Frage, was wohl sein neuer Film über den aktuellen Moment erzählt hätte.

Der Konflikt in der Ukraine ist einer, in dem Bilder eine ganz zentrale Rolle spielen. Ein Konflikt, der nicht zuletzt innerhalb Russlands auf gezielter Desinformation basiert. Russland hat zuletzt in großer Häufung Bilder zu Propagandazwecken hergestellt und umgedeutet, zwingt Personen zu Falschinterviews, heuert Influencer*innen an, kontrolliert Telegram-Kanäle, stellt Berichterstattung unter Haftstrafe. Wir wissen alle: Der jüngste Feldzug ist ausdrücklich einer, der sich auch gegen die Freiheit und Unabhängigkeit von Kunst und Journalismus richtet. Die Filmwelt ist angesichts

der komplizierten Lage derzeit gespalten, aktuell sind wir alle in unseren Rollen als Filmschaffende, Redakteur*innen, Kritiker*innen und Kurator*innen verschärft dazu aufgerufen, zur Wirkmacht von Bildern eine klare Haltung einzunehmen. Der bekannteste ukrainische Regisseur Sergei Losnitsa trat mit der Forderung aus der Europäischen Filmakademie aus, diese solle zum Krieg Stellung beziehen, nicht „den Kopf in den Sand stecken“ und „mit dem eigenen Gewissen in Verbindung bleiben“. In der Folge rief die EFA zum übergreifenden Boykott russischer Filme auf. Die Entscheidung wird scharf diskutiert, ich empfehle die öffentlichen Stellungnahmen des Go East Festivals in Wiesbaden zu verfolgen.

Vor diesem Hintergrund erscheint ein Preis wie der Franz Grabner Preis in seinem symbolischen Wert umso wichtiger – ein Preis, der konsequent ideellen Vorgaben folgt und der darauf basiert, die Kunst in einem konzentrierten Rahmen mit konkreten Ansprüchen ins Verhältnis zu setzen. Die Grundlage dieses Anspruchs kann nur die genaue Betrachtung der Bilder und die Befragung ihrer Macher*innen sein.

Und natürlich liefern beide nicht immer einfache Antworten. Kürzlich sprach ich ausführlich mit dem israelischen Regisseur Nadav Lapid, der sich entschieden dafür aussprach, dass ohne das Böse im Kino die Filmgeschichte nicht dieselbe sei. Ein freundliches Meisterwerk, das existiere nicht. Seine Filme, zuletzt „Synonymes“ und „Aheds Knie“, sind wütende Angriffe auf den israelischen Staat. Seine Biografie erzählt er in seinen Filmen durch erfundene Figuren, die ihm maximal ähnlich sind und er beschreibt sie als Figuren, die Israel hassen. Sein letzter Film „Aheds Knie“ zieht einen Teil seiner Glaubwürdigkeit aus dokumentarischen Aufnahmen der berühmten palästinensischen Aktivistin Ahed Tamimi. — Tamimi wurde in Israel zur Symbolfigur und musste ins Gefängnis, weil sie Soldaten mehrfach öffentlich ins Gesicht schlug. Konservative lobten im Nachgang ihrer Verhaftung die vorbildlichen israelischen Truppen, die die Schläge nicht erwiderten. Ein weiterhin etablierter Politiker forderte öffentlich auf Twitter die Erschießung der damals 16-jährigen – mindestens hätte sie eine Kugel ins Knie verdient. Daher auch der Titel des Films. Was mir Nadav Lapid in unserem Gespräch durch seine wütenden Positionen zu seiner Heimat mitgab – wie kaum ein anderer Regisseur in den letzten Jahren – waren gleich mehrere Einsichten: Erstens, Moral ist nicht nur im Nahost-Konflikt eine umkämpfte Definitionssache und kann zum Werkzeug politischer Macht werden. Zweitens, der Boykott oppositioneller Regisseure im Ausland ist das Ende der Kunstfreiheit. Und drittens: Wo der Journalismus in seinen Möglichkeiten an Grenzen stößt, bleibt die Kunst mit ihren einzigartigen Handlungsräumen unersetzbar.

Der letzte Punkt, also die Berührungspunkte dokumentarischer und journalistischer Felder stehen ja heute im Zentrum. Kurzum also der Kampf um die Wahrheit. Ich frage mich über den Krieg hinaus und als Kritiker regelmäßig, was beim Kampf um die Wahrheit und die Kunst die Festungen sind. Sind es Begriffe wie Verantwortung, Glaubwürdigkeit, Ethik und Moral? Im Fall der Ukraine und Russlands ist der alternativlose Kampfbegriff die Nationalität. Ganz zweifellos ist gerade der Begriff der Identität ein kultureller Kampfbegriff. Ich frage mich: Begeben sich, bildhaft gesprochen, alle Dokumentarfilmer*innen und Reporter*innen in Kampfzonen, wenn sie sich an Begriffe, Institutionen und Menschen wagen, die eine Resistenz gegen Veränderung mit sich bringen, die definieren und kontrollieren wollen? Ich bin sicher, dass es unsere gemeinsame Aufgabe ist, natürlich nicht nur heute, den Wagnissen von Filmemacher*innen, die aus dieser Frage folgen, mit größtmöglicher Aufmerksamkeit zu begegnen – über sie zu sprechen, zu schreiben und unsererseits mit Bildern und Gegenbildern auf sie zu reagieren.

Hier in Graz bin ich besonders auf die Debatten zum Film „Signs of War“ gespannt, der morgen Premiere feiern wird. Ein Film, der in der gleichen Zeit ansetzt, wie Mantas Kvedaravicius „Mariupolis“ – im Jahr 2014, am Beginn des aktuellen Krieges. „Signs of War“ ist erzählt aus der Perspektive des Fotografen Pierre Crom, der mit einer rein künstlerischen Praxis begann, dann

politische Ereignisse fotografierte und schließlich in Kriegsgebiete ging, um die Folgen des Handelns von Politiker*innen einzufangen.

Der Film verfolgt exakt die gegenteilige Strategie von Mantas Kvedaravicius: Hier steht die Entfaltung von Gewalt im Zentrum, untermalt von angespannter Musik. Und was an dem Film doppelt interessant ist: Die aktuelle Premierenfassung des Films entstand kurz vor dem russischen Feldzug in die Ukraine. Heute geht die Arbeit am Film also weiter. Während Sie morgen den Film sehen, setzt er sich fort und soll tatsächlich noch eine nachträgliche Ergänzung erhalten. Sebastian Höglinger und Peter Schernhuber präsentieren damit als Festivalleiter eine Arbeit der Öffentlichkeit, die sie ebenfalls vor dem Beginn des Feldzugs, also unter deutlich anderen Vorzeichen ausgewählt haben. Ich bin auf ihre Antworten zur moralischen und ethischen Verantwortung aus kuratorischer Perspektive im Bezug auf diesen Film sehr gespannt, insbesondere weil ich den Dialog mit ihnen und ihre öffentlichen Stellungnahmen zur Filmkultur ganz besonders schätze. Filmfestivals haben sich in den letzten Wochen einmal mehr als unersetzbare Orte der Streitkultur erwiesen. Orte an denen es möglich und willkommen ist, sich uneinig zu sein und passioniert zu diskutieren. Eine solche Streitkultur sollte im Zentrum jeder demokratischen Gesellschaft stehen.

In diesem Sinne wünsche Ihnen – insbesondere natürlich den heutigen Nominierten und Preisträger*innen – eine inspirierende Diagonale, die Fragen nicht klärt, sondern eröffnet.

Text: Dennis Vetter